

Rede in Grein, am 26. 7. 2024, Andrea Winkler

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich möchte meine Aufmerksamkeit auf einen Moment richten, der auch in der Musik eine bedeutsame Rolle spielt, wenngleich er beim Zuhören aufgrund seines mitunter flüchtigen Charakters leicht deutlicher Wahrnehmung entgeht. Das verwundert nicht, denn in diesem Moment halten Klang und Ton scheinbar still, eine Unterbrechung setzt ein, ein Atemholen, das manchmal als Spannung hörbar wird, manchmal als leises Nachlassen derselben. Immer aber tut sich ein Raum auf, in dem, was eben noch da war, verhallt und nachschwingt. Vielleicht wäre alle Kunst ohne diesen Augenblick der Pause wenn nicht nichts, so doch viel weniger; denn in der Stille, die sie öffnet, werden Hörende der Art der Berührung inne, die sie erreicht.

Als Schreibende und Lesende habe ich es mir zur Gewohnheit gemacht, von der Pause her das Geschriebene oder Gelesene noch einmal anders zu begreifen. Nicht selten kommt es vor, dass die Pause am präzisesten vernehmbar erst am Ende eines Textes wird, dann allerdings auf eine Weise, in der alles Geschehen von dort her wie auf den Kopf gestellt erscheint und so mit einem Mal klar und durchsichtig wird. Oder aber sie zeigt sich als verborgen in einem beiläufigen Satz oder Bild und hebt sich und den Lesenden aus dem Muster variierter Wiederholung heraus.

Lassen Sie mich diesem Gedanken nachspüren und den Augenblick bewegten Stillstands aus drei Geschichten, drei Dichtungen sehr unterschiedlicher Art zu erfassen versuchen. Die erste stammt von Daniil Charms, einem russischen Dichter, der im Sowjetregime der 1930-er Jahre sehr viel Komisches schrieb, obgleich er wenig zu lachen hatte; er kam schließlich unter überaus schwierigen Verhältnissen in einem St. Petersburger Gefängnis zu Tode.

Er nannte die Geschichte *Ein Märchen*, obwohl sie sich ganz anders verhält, als man es von einem Märchen erwartet; sie entfaltet sich klar und schlicht, als wäre

sie für Kinder geschrieben: Wanja und Lenotschka sitzen gemeinsam an einem Tisch; Wanja will ein Märchen schreiben und dieses mit dem wohlbekannten Satz „Es war einmal ein König“ beginnen lassen. Aber kaum, dass Wanja seinen Satz vollenden und sich zur Erzählung aufschwingen will, unterbricht Lenotschka ihn mit den Worten, „halt, dieses Märchen gibt es schon“. Auf Wanjas Nachfrage, wovon es denn handle, antwortet Lenotschka:

„Na davon, wie ein König Tee mit Apfelstücken trank und sich plötzlich verschluckte. Da klopfte ihm die Königin auf den Rücken, damit das Apfelstück aus der Kehle wieder herausprang. Aber der König dachte, die Königin prügele ihn, und schlug ihr das Glas an den Kopf. Da wurde die Königin wütend und schlug den König mit dem Teller. Und der König schlug die Königin mit der Schüssel. Und die Königin schlug den König mit dem Stuhl. Und der König sprang auf und schlug die Königin mit dem Tisch. Und die Königin kippte das Büfett über den König. Aber der König kroch unterm Büfett hervor und warf nach der Königin die Krone. Da nahm die Königin den König beim Schopf und schleuderte ihn aus dem Fenster. Aber der König kletterte durchs andere Fenster wieder herein, packte die Königin und stieß sie in den Ofen. Aber die Königin kletterte durchs Ofenrohr aufs Dach, rutschte am Blitzableiter in den Garten hinunter und kam durchs Fenster ins Zimmer zurück. Der König heizte gerade den Ofen, um die Königin zu verbrennen. Die Königin schlich sich von hinten heran und gab dem König den Stoß. Der König fiel in den Ofen und verbrannte. Das ist schon alles“, sagte Lenotschka.

„Ein doofes Märchen“, sagte Wanja, „Ich wollte ein ganz anderes schreiben.“ Wanja unternimmt zwei neue Versuche, seinen Es-war-einmal-Satz weiterzuspinnen, aber gleichgültig, welche Figur ihm dort unterkommt, ob ein König, ein Räuber oder ein Schmied, Lenotschka kennt das Märchen und erzählt es zu Ende. Jedes Mal tritt dabei das gleiche Muster zutage: eine mehr oder weniger unbedachte Tat der Figur ergibt die nächste mehr oder weniger unbedachte Tat einer andern, ein Unglück folgt auf das andere; am Ende erweist sich jeweils eine Kettenreaktion als in Gang gekommen, ohne dass etwas oder

jemand den Lauf der sich verselbständigenden Ereignisse wirksam durchbrochen oder außer Kraft gesetzt hätte. Und Wanja sitzt da und hört sich immer aufs Neue an, wie das Märchen, das er vielleicht ganz anders geschrieben hätte, von Lenotschka als längst vorhandenes und allseits bekanntes berichtet wird. Schließlich entscheidet sich Wanja dafür, lieber ein Märchen über sich selbst zu schreiben, aber Lenotschka, niemals um eine Antwort verlegen und offenbar im Bereich nachweislicher Tatsachen gut unterrichtet, sagt ihm, dass auch dieses Märchen schon da sei, und er es in dieser und jener Zeitschrift nachlesen könne, als ebendas Märchen, das ich hier gerade nacherzähle.

Das muss man sich einmal sehr bildhaft und lebendig vorstellen: Jemand will sein eigenes Märchen schreiben, und ein anderer meint, vergiss es, dein Märchen existiert bereits; lies es nach als Massenware in dieser und jener Zeitschrift. Das klingt, als sagte man einem andern: Fang gar nicht erst an, dich selbst mitten ins Leben aller zu schicken, denn am Ende wird doch nichts anderes dabei herauskommen als ein sich-verselbständigender Verlauf von Ereignissen, der deiner Teilnahme nicht bedarf, um so auszugehen, wie er ausgeht. Wen würde es da wundern, wenn es Wanja angesichts solcher Antwort gehörig die Sprache verschlägt? Und doch sitzt er da, geduldig, an einem Tisch mit Lenotschka, und ich glaube, seine Geschichte ist selbst an ihrem Ende noch nicht vorbei: Wenn Wanja sich nämlich auf den Weg macht, das Blatt zu lesen, das Märchen, das angeblich sein eigenes ist, dann kann es sein, dass er einer kleinen Abweichung inne wird, eines kaum merklichen Stillstands, der sich im Märchen vom Schmied ereignet: Dieser will ein Hufeisen schmieden, doch als er zum Schlag ausholt, löst sich das Eisen vom Stiel des Hammers und sorgt in seinem unkontrollierten Flug durch die Luft für ein überreiches Ausmaß an Störung und Unruhe. Am Ende setzt es sich aber wieder auf den Stiel, und der Schmied, der von allem gar nichts gemerkt hat, fährt fort, sein Hufeisen zu schmieden. Etwas im Schmied muss sich im Zustand der Pause befunden haben, während ringsum ihn alles in Aufruhr und Schrecken geriet. Wird Wanja von hier aus nicht zu einem Märchen

über sich selbst gekommen sein, in dem der stille Ruf der Unterbrechung sich hörbar ins Geschehen mischt?

In die Richtung einer solchen Frage weist auch die zweite Geschichte, die ich hier nacherzählen möchte: Sie findet sich in Franz Kafkas berühmten „Prozeß“, existiert aber auch eigenständig unter dem Titel „Vor dem Gesetz“. Kafka erzählt von einem so genannten „Mann vom Lande“, der gern „in das Gesetz“ eingelassen werden möchte, aber der Türhüter, der es bewacht, sagt ihm, dass er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der „Mann vom Lande“ nimmt die Worte des Türhüters sehr genau und fragt nach, ob ihm die Erlaubnis vielleicht später gegeben werden könne. Der Türhüter antwortet: „Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meines Verbotes hineinzugehen. Merke aber: Ich bin mächtig.“ Der fragende Mann sieht, dass die Tür offensteht, aber ohne die Erlaubnis des Türhüters vermag er es nicht, die Schwelle zu überschreiten. Er verharrt wartend, tritt aber immer wieder an den Türhüter heran, wiederholt sein Anliegen, besticht ihn sogar, lässt sich von ihm über sein Leben ausfragen und macht alles, um ihn günstig zu stimmen. Aber er bleibt erfolglos, denn der vor dem offenen Eingang stehende Türhüter gibt die Erlaubnis nicht. Im Lauf der Zeit wird der Gebetene, der Türhüter, immer größer, der bittende Mann aber immer kleiner, und am Ende sind die Jahre vergangen, ohne dass der Mann vom Lande dorthin gekommen wäre, wohin es ihn notwendigerweise zog, nämlich „in das Gesetz“. Was, frage ich mich, kann dies hier anderes sein als die harte Schale des Geheimnisses seines persönlichsten Lebens, ja, der Weg, den er zu gehen hat, auf die ihm eigene Weise? Wenn es da eine offene Tür gibt, die für ihn und nur für ihn da ist – und ebendas macht der Türhüter ganz deutlich –, wie lähmend und bitter ist es da, dass er die Schwelle nicht passiert, um den Raum zu erkunden, in dem er, wer weiß es, vielleicht sogar erwartet wird.

Was dieser Mann mit Wanja teilt, ist das merkwürdige Nein, das ihm im andern, mit dem er quasi an einem Tisch sitzt, entgegenkommt, die Erfahrung also, nicht aus der Warteschlange zu etwas Essentiellem hinaus zu gelangen. Stellt es sich

nicht auf den ersten Blick als Ungerechtigkeit dar, dass beiden, die am Anfang so schwungvoll, so aufrichtig an der Sache beteiligt wirken, in der Gestalt ihres Gegenübers ein so trockenes, beinahe zynisches Hindernis begegnet?

Da möchte man sich im Lesen freilich empören und Wanja eine erfreulichere Tischgemeinschaft wünschen und dem Mann vom Lande einen willigeren Türhüter. Aber diese Geschichten konfrontieren uns nun einmal, ob wir wollen oder nicht, mit einer Wirklichkeit, in der sich die Freiheit eines Einzelnen als blockiert erweist. Ob die Gründe dafür mehr in äußeren oder in inneren Bedingungen oder in einem komplexen Zusammenspiel beider liegen, bleibt völlig offen; entscheidend ist, dass sie jene Grenze in den Vordergrund rücken, an die zu stoßen keiner wünscht und die zu erfahren offenbar doch nicht verhindert werden kann. Lässt man sich aber von der Pause mitnehmen, die aus den Sätzen nach einem greift, und hört man, wie die Stimmen der Figuren darin nachschwingen, kann es geschehen, dass einem genau an dieser Grenze die Frucht in die Hand fällt, mit der sie zu überschreiten wäre. Es spielt dann keine Rolle mehr, ob man man selber ist oder der Mann vom Lande aus der Geschichte eines andern, man begreift nur völlig klar, dass kein Mittel mehr da ist, das dem Türhüter ausgehändigt werden könnte, um die Macht seiner Verneinung zu brechen – außer diesem, hier und jetzt über die Schwelle zu treten. Ja, das ist der Augenblick, in dem Wanja erkennt, dass er selbst einer Welt, in der so unsinnige, gewaltsame Dynamik sich selbst reproduziert, sein Märchen nicht vorenthalten wird.

Die dritte Dichtung, in der ich auf das Potential einer Pause stieß, durch die eine in Gang gekommene Kettenreaktion unterbrochen wird, existiert als Lied, genauer gesagt als eine Art Volkslied, in sehr schlichter Form, die Urheberschaft ist unbekannt. Ich fand sie im Buch eines jüdischen Schriftstellers, der erzählte, dass es im Judentum den Brauch gebe, sie zum Pessachfest gemeinsam zu singen. Der Text kennt mehrerlei Gestaltungen, die das Grundmuster leicht variieren, sich aber nie von seiner Ausrichtung lösen. Ein Rabbiner, der in einem Konzentrationslager umgebracht wurde, hatte es dort noch einmal neu

komponiert. Der Text lautet: „Mein Vater kaufte mir ein Lämmchen um zwei Sus. Da kam die Katze und biß das Lämmchen. Das sah der Hund und biss die Katze. Das sah der Stock und schlug den Hund. Das sah das Feuer und verbrannte den Stock. Das sah das Wasser und löschte das Feuer. Das sah der Ochse und trank das Wasser. Das sah der Mensch und schlachtete den Ochsen. Das sah der Todesengel und tötete den Menschen. Das sah Gott und nahm den Todesengel hinweg.“

In einer Fassung, auf die sich die Interpretation eines arabisch-jüdischen Frauenchors bezieht, ist der Schluss erweitert: Mit der Pause, die durch die Figur Gottes auftritt, verbindet sich die Pause, in der die Figur des Menschen anders zu sich kommt. Da heißt es: „Frühling ist noch nicht geworden, und Pessach kommt nicht. Was hat sich für Dich geändert, was ist anders? Ich hab mich verändert, in diesem Jahr. Und während ich in all den andern Nächten nur vier Fragen gestellt habe, habe ich in dieser Nacht noch eine weitere Frage: ‚Wie lange soll dieser Kreislauf aus Gewalt sich weiterdrehen? Der Jäger wird gejagt, der Schläger Geschlagener. Wann hat dieser Wahnsinn ein Ende?‘ Was hat sich für dich verändert, was ist anders geworden? Ich hab mich verändert. Ich war einmal ein Schaf und ein ruhiges Lamm, heute bin ich ein Tiger und ein reißender Wolf. Ich war schon eine Taube, ich war ein Hirsch. Heute weiß ich’s nicht, wer bin ich? Ein Lämmchen, ein Lämmchen, das mein Vater für zwei Sus gekauft hat. (...)“

Sie können sich ausmalen, dass das Lied hier wieder von vorne beginnt, aber die Pause, in die es hinein schwingt und aus der heraus es neu wird, wird den Lauf der Geschichte verändern –

Ich bedanke mich sehr herzlich für Ihre Aufmerksamkeit.